

Leseprobe aus:

Nicholas Drayson

Kleine Vogelkunde Ostafrikas



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Schwarzer Milan

I

«Oh, ja», sagte Rose Mbikwa, den Blick nach oben gerichtet, auf den großen, dunklen Vogel mit dem eleganten Schwanz, der hoch über dem Parkplatz des Nairobi-Museums dahinzog. «Ein Schwarzer Milan. Der in Wirklichkeit natürlich braun ist und nicht schwarz.»

Mr. Malik lächelte. Wie oft hatte er Rose Mbikwa diese Worte schon sagen hören? Beinahe so oft, wie er an den morgendlichen Vogelwanderungen teilgenommen hatte, die jeden Dienstag stattfanden.

Man weiß vorher nie genau, wie viele Vögel man auf der Dienstagvormittagswanderung der Ostafrikanischen Ornithologischen Gesellschaft zu sehen bekommt, aber ein Milan ist immer dabei. Als ausgewiesene Aasfresser laben Milane sich an den Abfällen der menschlichen Zivilisation in und um Nairobi.

Was sein erstes Schulsportfest anbelangte (war das wirklich schon fünfzig Jahre her?), konnte er sich zwar kaum noch an Rennen, Speerwerfen oder das Sackhüpfen der Väter erinnern, aber den Milan, der plötzlich aus dem Nichts angeschossen gekommen war und ihm ein scharf

gewürztes Hühnerbein aus der Hand gerissen hatte, würde er nie vergessen. Er wusste noch genau, wie die Federn sein Gesicht gestreift hatten, wie sich die Vogelkrallen um die Beute geschlossen und das gelbe Auge ihn direkt angesehen hatte. Es war natürlich nicht ganz richtig zu behaupten, er könnte sich nicht an das Speerwerfen erinnern. Den Zwischenfall mit dem Corgi der Frau des Generalgouverneurs würde wohl kaum einer je vergessen.

Es waren bereits ziemlich viele Leute gekommen. Auf der niedrigen Mauer vor dem Museum saßen schnatternd und aufgeputzt ein paar Jungornithologen (JOs), die meisten von ihnen Studenten, die eine Ausbildung zum Touristenführer machten. Auch die alten Hasen waren gut vertreten. Joan Baker und Hilary Fotherington-Thomas unterhielten sich, gegen ein Auto gelehnt, mit ein paar rosagesichtigen Männern, einer von ihnen mit Bart, deren taschenüberladene Khakimontur sie als Touristen und deren Akzent sie als Australier entlarvte. Patsy King und Jonathan Evans standen verstohlen ein wenig abseits. Ihre Dienstagvormittagsaffäre ging jetzt seit beinahe zwei Jahren, und obwohl Mr. Malik selbst nie eine Affäre gehabt hatte, nahm er doch an, dass ein gewisses Maß an Verstohlenheit unabdingbar war, wollte man aus derlei Angelegenheiten volle Befriedigung schöpfen. Die beiden bildeten ein ungewöhnliches Paar. Stellen Sie sich eine Giraffe vor, die hoch über der weiten Savanne aufragt. Und jetzt dazu ein Warzenschwein. Doch Mr. Malik hatte sich schon lange an den Anblick gewöhnt: die schlaksige Patsy King, zielstrebig voraus

auf Weg oder Trampelpfad, das 10×50-Fernglas fest in einer großen Hand, und Jonathan Evans, der neben ihr hertrötete. Für Mr. Malik waren die beiden nichts Außergewöhnliches mehr, beinahe so vertraut wie Familienmitglieder.

Thomas Nyambe blieb, wie immer, für sich. Er stand mit dem Rücken zur Gruppe, den verzückten Blick zum Himmel gerichtet. Mr. Nyambe liebte Vögel und war bereits noch länger Mitglied der Dienstagsrunde als Mr. Malik. Er arbeitete als Fahrer für die Regierung und hatte Dienstag seinen festen freien Vormittag. In Kenia verdient kaum ein Fahrer genug, um sich ein eigenes Auto zu leisten, und so war Mr. Nyambe wie immer zu Fuß von der Factory Road gleich hinter dem Bahnhof zum Museum gelaufen. Und wie immer würde Mr. Malik ihm anbieten, ihn mitzunehmen, wohin die Fahrt sie auch führen mochte.

Ein Schlag, ein Scheppern und ein lauter Fluch durch ein geöffnetes Autofenster verkündeten die Ankunft von Tom Turnbull, der in seinem gelben Morris Minor über die Stolperschwelle krachte (die Schwelle gab es jetzt seit über einem Jahr, aber sie überraschte ihn jedes Mal wieder). Er öffnete die Autotür, stieg aus und knallte sie zu. Er fluchte, öffnete die Tür nochmal und knallte sie wieder zu. In der Ferne schlug die Rathausuhr neun.

«Guten Morgen und willkommen», sagte Rose.

Die Gespräche verstummten, alle Köpfe wandten sich um.

«Ich sehe ein paar neue Gesichter – und viele altbekannte –, und ich heiße Sie alle herzlich willkommen zu

unserer dienstäglichen Vogelwanderung. Mein Name ist Rose Mbikwa.»

Mr. Malik hatte sich inzwischen daran gewöhnt, dass sich der normale Alt ihrer Sprechstimme in eine klare, deutliche, weittönende Vortragsstimme verwandelte. Rose sah sich um, lächelte hierhin und nickte dorthin und wandte sich dann wieder dem jungen Mann zu, der vorhin auf den Milan hingewiesen hatte.

«All jenen, die sie noch nicht kennen, möchte ich gerne Jennifer Halutu vorstellen. Bitte denken Sie daran, dass ich nächste Woche nicht da bin und Jennifer die Wanderung führt. Wie Sie sich vielleicht erinnern werden, wollten wir es letzte Woche eigentlich mit dem MEATI versuchen, aber wir hatten nicht genug Fahrzeuge. Sind es diese Woche genug?» Sie ließ den Blick über den Parkplatz schweifen. «Es könnte reichen. Wer kann noch jemanden mitnehmen?»

Hände gingen in die Luft, Berechnungen wurden angestellt.

«Gut. Sehr schön», sagte Rose. «Dann auf zum MEATI. Kennen alle den Weg?»

Es blieb Joan Baker und Hilary Fotherington-Thomas überlassen, den verwirrten Neulingen zu erklären, dass es sich beim Modern East African Tourist Inn um ein beliebtes Restaurant am südlichen Stadtrand handelte.

Thomas Nyambe hatte es sich bereits auf dem Beifahrersitz von Mr. Maliks altem, grünem Mercedes 450 SEL bequem gemacht. Die Rückbank war noch frei. Vielleicht, dachte Mr. Malik, wollten die beiden Touristen ja bei ihm mitfahren? Er wollte sich gerade anbieten, als noch ein

Mercedes, ein glänzend roter SL350, über die Stolperschwelle gehopst kam und auf den Parkplatz einbog. Ein getöntes Fenster senkte sich, und über einem mit Goldkettchen behängten Arm kam ein sonnenbebrilltes Gesicht zum Vorschein.

«Hi, Rose! Bin ich zu spät?» Der Mann sprang aus dem Auto. «Hey, David, George, da seid ihr ja! Die Kutsche steht bereit.»

Die Touristen – David und George, wie Mr. Malik vermutete – gingen hinüber zu dem roten Auto, wo man sich mit Händeschütteln, Grinsen und Schulterklopfen begrüßte.

«Die beiden wohnen auch im Hilton, Rose, also habe ich gesagt, sie sollen einfach mitkommen. Ist doch okay, oder?»

Nachdem die drei sich Roses Einverständnis geholt und die Gebühr für die Vogelwanderung entrichtet hatten, kletterten die beiden Touristen auf die Rückbank, während der Fahrer wieder hinters Lenkrad sprang, den Motor anließ, zur Einfahrt hinausfuhr und noch schnell zum Fenster hinausrief, ehe es sich wieder schloss:

«Wir sehen uns gleich!»

Wer um alles in der Welt war das? Braune Haut, weiße Haare, teuer gekleidet und ein leicht amerikanischer Akzent; trotzdem sah er irgendwie vertraut aus. Mr. Malik hatte keine Zeit, weiter über die Frage nachzugrübeln, und auch nicht darüber, dass dieser Kerl Rose Mbikwa offensichtlich zu kennen schien, weil sich einige junge schwarze Afrikaner in den Fond seines alten Mercedes quetschten. Die restlichen JOs schoben und drängelten

sich in Roses 504, Toms Morris Minor und die bunte Schar von Land Rovers, Toyotas und anderen Fahrzeugen, mit denen die alten Hasen gekommen waren. Motoren wurden angelassen, Handbremsen gelöst. Während er vorsichtig über die Stolperschwelle fuhr und seinen vollgepackten Wagen in den Vormittagsverkehr einfädelt, machte Mr. Malik ein besorgtes Gesicht. Dieser Mann. Nein, das konnte nicht sein. Nicht nach all den Jahren.



Weißbürzel-Singhabicht

2

She wir uns näher mit dem geheimnisvollen Fremden befassen, sollte ich Ihnen ein wenig mehr über Mr. Malik erzählen, und über Rose:

An beinahe jedem Dienstag seit nunmehr siebzehn Jahren, ob Regen oder Sonnenschein, fährt Rose Mbikwa pünktlich um halb acht mit ihrem Peugeot 504 Kombi vor dem Museum vor. Den Wagen hatte sie 1980 gekauft, dem Jahr, in dem das Modell zum dritten Mal in Folge die Internationale Ostafrika-Safari gewonnen hatte. Damals schien es ihr einfacher, ihren Sohn zur Schule zu fahren, als ihn auf den Schulbus warten zu lassen (Rose fuhr gerne und weigerte sich auch später noch, sich einen Fahrer zu nehmen, als sich die Lage verschlechterte). Außerdem konnte man frühmorgens mehr Vögel sehen, und sie hatte Vögel immer schon gemocht. Aber als Roses Ehemann zum ersten Mal verhaftet wurde, fand sie, es sei besser

für ihren Sohn, woanders zu sein. Sie schickte ihn in ein Internat in der Nähe ihres Elternhauses gleich neben dem dreizehnten Loch des Golfplatzes in Morningside, Edinburgh, wo ihre Eltern auch heute noch lebten.

Haben Sie sich Rose als Schwarze vorgestellt? Nein, Rose ist weiß. Rose Macdonald (wie sie damals noch hieß), rothaarig und hellhäutig, war 1970 nach Kenia gekommen. Die Reise war als Urlaub geplant, ein Geschenk ihrer Eltern zum erfolgreichen Abschluss des Jurastudiums. Rose hatte eine glänzende Zukunft vor sich. Hatte sie sich nicht bereits eine gute Position in der Kanzlei Harrington, Harrington, McBrace und Harcourt gesichert? Wer weiß, meinte ihre Mutter, womöglich heiratete sie irgendwann einen der Partner? Als es an der Zeit war zurückzukehren, um das Diplom entgegenzunehmen und in der Kanzlei in unmittelbarer Nähe der Prince's Street anzufangen, hatte Rose ihre Zweifel bekommen an einem Leben, das sich um Strafdelikte und Eigentumsübertragungen drehte, und sie hatte sich verliebt. In das Land Kenia im Allgemeinen – und in einen seiner Bewohner im Besonderen. Trotz aller Stürme, die zeitgleich in Morningside und dem Muthaiga Club ausbrachen, wurden Rose und Joshua Mbikwa, der gerade seinen Doktor in Somatologie gemacht hatte, dessen Herz aber für die Politik schlug, am 16. Juli 1971 in der Kathedrale zur Heiligen Familie in Nairobi getraut. Im darauffolgenden Oktober wurde Joshua ins Parlament gewählt, und einen Monat später kam ihr Sohn Angus zur Welt. 1977 wurde Joshua Mbikwa wiedergewählt, 1985 das erste Mal verhaftet (nur eine Warnung, wie es hieß), und 1988 wurde

er parlamentarischer Oppositionsführer. Im Dezember des nächsten Jahres wurde er zum zweiten Mal verhaftet, wegen Volksverhetzung angeklagt, verurteilt und ins Gefängnis gesteckt. Und während Rose Tag und Nacht um die Freilassung ihres Mannes kämpfte, indem sie Briefe an jeden wichtigen Menschen schrieb, den sie kannte oder der ihr einfiel, fing sie außerdem an, die Pflanzen und Tiere in ihrer Umgebung zu beobachten. Sie hatte mit beidem Erfolg. Ihre Kampagne erzeugte in Kenia und über die Grenzen hinweg derartig großen Druck, dass Joshua Mbikwa freigelassen und freigesprochen wurde und seinen Sitz im Parlament zurückbekam, und Rose selbst war klargeworden, dass die afrikanischen Bülbüls und Weber sie genauso faszinierten wie früher schon die schottischen Amseln und Drosseln.

Als Joshua fünf Monate später bei einem ebenso tragischen wie mysteriösen Unfall mit dem Leichtflugzeug ums Leben kam, versicherte ihr der Präsident persönlich, dass er ebenso tief getroffen sei wie sie, und bestand darauf, sie möge sich direkt an ihn wenden, wenn er ihr bei der Rückkehr nach England in irgendeiner Weise behilflich sein könne. Rose Mbikwa, die Kenia inzwischen genauso glühend liebte, wie ihr Mann es geliebt hatte, und mehr über Pflanzen und Tiere und Politiker des Landes wusste als die meisten Menschen, die dort geboren waren, dankte ihm für seine Güte. Am nächsten Tag betrat sie das Büro der Ornithologischen Gesellschaft im Nairobi-Museum und wurde Mitglied. Sie bezahlte drei Jahresbeiträge im Voraus.

Als es Zeit wurde, die Mitgliedschaft zu verlängern,

hatte Angus sein geliebtes Internat in Edinburgh verlassen, um an der Universität von St. Andrews Internationale Beziehungen (diese Vorstellung amüsierte sie beide) zu studieren, aber Rose lebte weiterhin im selben Haus in Serengeti Gardens, Hutton Rise, Nairobi. Und sie hatte einen Plan. Nur weil ihr geliebter Ehemann tot war, hieß das nicht, dass mit ihm auch seine Überzeugungen und sein Einsatz für ein besseres Kenia gestorben waren. Es wurde immer deutlicher, dass Kenia, von dem heftig wehenden Wind der globalen Veränderungen gebeutelt und in den verworrenen Netzen internationaler Korruption gefangen, Hilfe brauchte. Rose sah am Horizont ein einziges helles Licht aufscheinen, und das hatte nichts mit Recht und Gesetz zu tun. Es war der Tourismus. Was wollten die Menschen sehen, die nach Kenia kamen? Die Wildnis mit ihren Tieren und Pflanzen. Wer schulte die örtlichen Touristenführer darin, den Besuchern die Wildnis zu zeigen? Niemand. An diesem Punkt, fand Rose, könnte das Nairobi-Museum eingebunden werden. Mit dem Team von Kuratoren, den Sammlungen und Ausstellungen zu Pflanzen und Tieren, Land und Landschaft und den Bewohnern früher und heute böte das Museum den idealen Mittelpunkt für ein umfassendes, fundiertes Ausbildungsprogramm für Touristenführer.

Rose arbeitete hinter den Kulissen, sie recherchierte, beriet, überzeugte, plante. Natürlich gab es keinerlei Budget für ein derartiges Projekt, aber da ihr Sohn inzwischen mit der Ausbildung fertig war, investierte sie mit Freuden, was von ihrem bescheidenen Einkommen übrig blieb, um ihr Projekt voranzutreiben. Ihr Mann hätte das

Gleiche getan, davon war sie überzeugt. Das Ausmaß ihres Erfolges trat zutage, als zu einem bestimmten Zeitpunkt der Tourismusminister und der Bildungsminister eine Pressekonferenz einberiefen, auf der sie das Ausbildungskonzept vorstellten, das Rose entwickelt hatte, wobei jeder der Minister davon überzeugt zu sein schien, dass die ganze Idee ihm allein zu verdanken war.

Rose übernahm die Stellung der Koordinatorin und Leiterin des Ausbildungsprogramms, eine Position, die sie heute noch innehat. Wenn Sie in Kenia auf Safari gehen, stehen die Chancen ziemlich gut, dass auch Ihr Führer dieses Ausbildungsprogramm durchlaufen hat – achten Sie am besten auf winzige Spuren eines schottischen Akzents. Roses Herz jedoch gehört immer noch den Vögeln, und als Honorardirektorin (Bereich Expeditionen) der Ornithologischen Gesellschaft nimmt sie sich auch heute noch jeden Dienstagvormittag frei, um die Vogelwanderung zu führen, so wie sie es die letzten sechzehn Jahre getan hat. Obwohl ihre roten Haare inzwischen fast weiß geworden sind, ist ihr Enthusiasmus noch immer ungebrochen, ihr Wissen unübertroffen und ihr Wagen ebenso alt und verbeult wie jeder andere Peugeot 504 in Afrika.

Mr. Malik ist, wie Sie vielleicht schon erraten haben, weder schwarz noch weiß. Er ist braun, einundsechzig Jahre alt, klein, rund und beinahe kahl. Die meisten Männer werden kahl. Man braucht nur ein X- und ein Y-Chromosom und muss außerdem lange genug leben, um irgendwann an den Punkt zu kommen, an dem die Haare dünn

werden, zurückweichen oder einfach verschwinden, und die Tatsache, dass die Follikel, die den Schädel verlassen, offenbar früher oder später in Nase und Ohren zu neuer Kraft finden, ist gewöhnlich nur ein schwacher Trost. Deshalb steht jeder Mann irgendwann vor der Wahl: damit zu leben oder zurückzuschlagen.

Mr. Malik war gerade zweiunddreißig Jahre alt geworden, als ihm beim Besuch seines Friseurs in der Nkomo Avenue – den er regelmäßig alle vierzehn Tage zum Schneiden und Föhnen aufsuchte, und zwar schon seit den Zeiten, als die Nkomo Avenue noch King George Street hieß –, eröffnet wurde, dass «der Herr obenherum ein wenig schütter» würde. Für einen Mann, der stolz auf seine Lockenpracht war, waren dies wenig erbauliche Nachrichten. Sein Friseur erwähnte vorsichtig, es sei womöglich an der Zeit für einen neuen Schnitt.

Es muss gesagt werden, dass aus dem ästhetischen Blickwinkel einiges für diesen Vorschlag sprach. Die Brillantinetolle, die ein verwegener, junger Mr. Malik in den frühen Sechzigern einst aus London mit zurückgebracht hatte, mag ja damals den Kurzgeschorenen in seiner Heimatstadt Nairobi ein glückliches Seufzen entlockt haben, aber inzwischen schrieb man immerhin das Jahr 1976. Wollte man das Bild eines seriösen, erfolgreichen Geschäftsmannes vermitteln – und daran war Mr. Malik in der Tat gelegen –, so waren Brillantinetolle und zehn Zentimeter lange Koteletten inzwischen wahrscheinlich nicht mehr die beste Art und Weise, dies zu erreichen.

«Vielleicht etwas konventioneller, der Herr, konventionell, aber nicht altmodisch.»

Der Herr, der die Haarwäsche hinter sich hatte und soeben eine wohlige Kopfmassage genoss, war glücklich und freundlich gestimmt.

«Haben Sie etwas Bestimmtes im Sinn?»

Von einem Regal über dem Waschbecken zauberte der Friseur im Handumdrehen einen Prospekt hervor.

«An den Seiten vielleicht etwas weniger, hinten aber trotzdem kragenlang, könnte ich mir vorstellen», sagte er und blätterte in dem Prospekt. «Auch Koteletten, wenn der Herr darauf besteht, aber keinesfalls länger als zwei Zentimeter. So wie dies hier vielleicht?»

Er hielt seinem halb liegenden, in Tücher gehüllten Kunden das Heft unter die Nase. Bei dem Bild handelte es sich um die Werbeaufnahme des Hollywood-Schauspielers Rock Hudson für seinen neusten Film. Dem Halstuch und dem karierten Hemd nach zu urteilen, handelte es sich um einen Western. Mr. Malik hatte eine Schwäche für Rock Hudson – vor allem in den Filmen mit Doris Day (wenn er schon für Rock Hudson eine Schwäche hatte, so bekam er bei dem Gedanken an die himmlische Doris Day geradezu weiche Knie). Er musterte das Foto eingehend. Rock Hudson trug zwar einen ziemlich kräftigen Schnurrbart mitten im Gesicht, und falls sein Kopf nicht ungewöhnlich klein war, waren die Koteletten auch sehr viel länger als zwei Zentimeter, aber im Großen und Ganzen wirkte es doch modern. Und wenn Mr. Malik die Augen zusammenkniff, meinte er sogar den Anflug einer Tolle zu erkennen.

Unter Zuhilfenahme von Kämmen und Spiegeln demonstrierte der Friseur einen weiteren Vorteil des neuen

Schnitts. Würde man den Scheitel des Herrn nur einen Hauch nach rechts verschieben, bliebe die dünne Stelle so gut wie unauffindbar. Mr. Malik stimmte zu und verließ den Salon schließlich mit neuer Frisur und beschwingten Schrittes, nachdem er dem Friseur ein mehr als großzügiges Trinkgeld gegeben hatte. Nennen Sie es Zufall, wenn Sie möchten, aber nur ein paar Wochen später verkündete Mrs. Malik, dass sie sieben Jahre und einen Monat nach der Geburt ihres einzigen Sohnes wieder schwanger war.

Während seine kleine Tochter Petula wuchs und prosper gedieh, wuchs und gedieh auch der kahle Fleck auf Mr. Maliks Kopf. Zunächst stellte das kein Problem dar. Mr. Malik entdeckte, dass er den Scheitel nur noch ein Stückchen weiter rechts zu ziehen brauchte, und schon standen genug Haare zur Verfügung, um den Schandfleck zu bedecken. Als die Haare noch dünner wurden, behelf er sich mit ein wenig Brillantine (von der aus den Tagen seiner Tolle noch ein großer Tiegel ganz hinten im Badezimmerschrank stand), um die Haare an Ort und Stelle zu halten. Langsam, beinahe unmerklich, rutschte der Scheitel immer tiefer, während die Brillantineschicht dick und dicker wurde. Es bestand kein Zweifel mehr: Was vor dreißig Jahren als astreiner Rock-Hudson-Schnitt begonnen hatte, war zum klassischen Glatzenüberkämmer geworden.

Mochte die inzwischen erwachsene Petula (mittlerweile ohne Babyspeck) ihren Vater ruhig damit aufziehen, und mochte der abscheulich haarige Patel im Club ruhig hinterhältige Bemerkungen über die Vorliebe gewisser

britischer Fußballer für ebendiese Frisur machen. Mochte sein Friseur ruhig bemerken, es sei an der Zeit, dass der Herr über ein Toupet nachdenke (seine Frau war inzwischen leider gestorben und schwieg deswegen in dieser Angelegenheit). Aber im Leben eines Mannes war eine grundsätzliche Veränderung der Frisur mehr als genug. Die Zeit der Perücken war vorbei, und er würde einen bedeckten Schädel niemals gegen einen kahlen eintauschen, egal, wie lange er jeden Morgen dafür brauchte, um jedes einzelne Haar zu drapieren, und egal, wie vergeblich diese Mühe im Ergebnis auch wäre. Außerdem lautet eine ungeliebte Wahrheit doch, dass eine schlechte Frisur das Herz eines Menschen weder widerspiegelt noch tangiert. Die Leidenschaft in Mr. Maliks Brust lodert so heftig wie in der Brust eines jeden anderen Mannes.

Seit drei Jahren ist Mr. Malik – mag er auch noch so braun, klein, rund und kahlköpfig sein – aufs heftigste in Rose Mbikwa verliebt.